

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 30. August 1931.

Kobus.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Es ist ein eigen Ding um Namen. Zuweilen passen sie, zuweilen nicht. Am besten sitzen immer die Spitznamen. Aber „Kobus“ war durchaus ernst gemeint.

Ein Mann in den besten Jahren sozulagen, eine Erscheinung, die sich sehen lassen konnte, denkbar einfach in Haltung und Kleidung. Dunkel gestreifte Hose und ein braunes Jackett, fertig! Nur ein farbiges Halstuch verriet, daß das Schlichte in seiner Kleidung Wahl und Geschmack bedeutete. Ein paar wildlederne Handschuhe für ihn waren leider nicht aufzutreiben. Sie hätten ihn zu einem vollendeten Stutzer gemacht.

Als ich ihn in den Garten hinausbat und wir uns den Erdbeerbeeten näherten, sagte ich: „Wenn Sie also die Freundlichkeit haben wollten, Herr Kobus? Nicht wahr, auch Sie sehen ein, daß es so nicht gut weitergehen kann. Elstern mögen hübsche Vögel sein, wenn ich sie auch, nachdem sie mir drei Singvogelnester zerstört, nicht mehr leiden kann. Es läuft ja mancher Halunke in einem eleganten Kleide herum. Aber lassen wir die Betrachtungen, es handelt sich hier um Erdbeeren, und niemand kann von uns verlangen, daß wir noch länger untätig zusehen, wie die Gesellschaft da drüben auf der Kiefer uns an jedem Morgen in aller Herrgottsfrühe, wenn alles im Hause noch schläft, die Beete aberntet. Dabei piden diese Bandalen die Früchte meistens nur an und machen sie ungenießbar, damit unser-eines auf jeden Fall das Nachsehen behält.“

„Der Teufel soll sie holen!“ sagte Kobus und starrte drohend auf die Beete.

„Und was die Amseln betrifft, so haben sie hier im Frühjahr Konzerte gegeben, daß man nicht müde wurde, ihnen zuzuhören. Aber wenn sie einem jetzt auch noch die letzten Büsche plündern, gerät selbst ein ruhiges Gemüt allmählich in Wut. Schließlich habe ich die Erdbeeren gepflanzt und einen krummen Rücken dabei bekommen, sie zu gießen und von Unkraut frei zu halten.“

„Verstehe,“ pflichtete Kobus mir bei. „Ich werde ein Auge auf sie haben!“

Da stand er nun, unter seinem von Motten etwas beschädigten Hut, den meine Frau ihm gegen den glühenden Brand der Sonne gereicht hatte, die schwarzen Schnurrbartenden emporgewirbelt, seinen Stod drohend unter dem Arm.

„Ausgezeichnet!“ nickte ich. „Sie machen Figur, Kobus, das muß man sagen!“

Erst am Abend kam ich wieder zu ihm hinaus.

„Keinen Besuch gehabt?“

„Keine Seele! Nur gleich nachdem Sie heute morgen ins Haus und, wie ich hoffe, an Ihre Arbeit gegangen waren, kam eine ahnungslose Elster, hatte mich aber kaum erblickt, als sie eiliger wieder davon flog, als sie gekommen war, hahaha!“

„Sehen Sie, ich wußte es ja!“

„Nur verdammt langweilig, hier zu stehen!“

Das sah ich ein. Ich wollte ihm eine Zeitung unter den Arm drücken, aber er ließ sie verächtlich wieder fallen, und ich überlegte, wie ihm sonst zu helfen sei.

„Am Tage geht es an,“ meinte er. „Menschen von Bildung sind sozusagen selber genug. Aber in einer Stunde ist es Nacht, und zum Überflus werden wir Mondschein haben, wenn ich richtig im Kalender bin, und so eine Sommer-nacht — sind hier Nachtigallen in der Umgebung?“ unterbrach er sich.

„Singen um diese Zeit nicht mehr,“ lächelte ich.

„Ein Glück!“ atmete er auf. „Mondschein allein genügt vollkommen, einen Mann in meinen Jahren aus der Fassung zu bringen.“

Ich verstand.

Dem Mann kann geholfen werden, dachte ich. Nacht nicht schon der Herr dem Adam eine Gefährtin, die um ihn sei, und brachte sie zu ihm in den Garten Eden?

Gedacht, getan! Nach einer halben Stunde kam ich mit einer jungen Dame zurück. Das heißt, jung war sie eigentlich nicht mehr zu nennen, dafür war sie schon ein wenig zu sehr aus den Fugen gegangen. Aber der alte Florentiner mit dem verblühenen Beilchensträußchen am Rande gab ihr doch etwas Koketteries.

„Darf ich bekannt machen? Fräulein Kupf am Stod — Herr Garteninspektor Kobus.“

Die junge Dame lachte, und Kobus grinste.

„Sehr erfreut,“ murmelte er. „Wirklich, sehr erfreut.“

„Ja, er war ein Mann von Bildung und hatte mehr als Stroh im Kopf.“

„Habe ich Ihren Wunsch erraten?“ flüsterte ich ihm ins Ohr.

„Durchaus,“ antwortete Kobus. „Sie sind ein Mann von Verständnis. Alle Achtung. Aber wie war der Name? Kupf am Stod? Und der Vorname, bitte? ... Man kommt sich leichter näher, nicht wahr?“

„Eulalia,“ flüsterte ich.

„Wie war das? Nie gehört!“

„Ein entzückender Name, nicht wahr? Und wunderbar abzukürzen — Lali — Lia — wie Sie wollen.“

„Oder einfach Eule, nicht wahr?“ erkundigte sich Kobus.

„Ich wollte die beiden nicht länger stören und zog mich distret zurück.“

Es war eine wunderbare Sommernacht. Der Mond hing wie ein Lampion am Himmel und glühte durch die Wipfel der hohen Kiefern, die düster und schweigend den Garten umstanden. Aber nach Mitternacht zog ein Gewitter auf. Die ersten Blitze flammten, und die Donner rollten lang und dröhnend über unseren Hügel und das Moor. Aber unentwegt standen die beiden auf ihrem Posten und der Schein der Blitze flammte gepenstlich um ihre Gestalten. Als aber die ersten Windstöße durch den Garten brausten, die Wipfel der Kiefern sich bogen und ein Regen wie zu Noahs Zeiten herabzurauschen begann, ergriß uns doch einige Sorge, weniger um Kobus als um seine Eulalie, die mit flatterndem Rock dem Unwetter standzuhalten versuchte und in den schlimmsten Augenblicken stehend zu Kobus die Arme erhob.

Meine Frau meinte, es sei doch schade um den Hut. Denn

wenn unsere Einnahmen auf der jetzigen Höhe blieben, könnte es sein, daß sie ihn im nächsten Sommer noch selber werde tragen müssen.

Rein Kompliment, daß ihr selbst ein noch so alter Kalabrejer wenig von ihrer Schönheit rauben würde, ließ sie verstummen, trug mir aber doch einen etwas unsicheren Blick ein.

„Unmöglich, die beiden jetzt stören,“ fuhr ich fort, „und da-

Die Welt der Frau.

Suche die Seele Deines Kindes.

Von Artur Brausewetter.

Das war eine selbst in unserer Zeit verwagener Räuberromantik unerhörte Geschichte, die sich kürzlich in einem Villenviertel meiner Heimatstadt ereignete. Nacht für Nacht die schwersten Einbrüche. Wohlorganisierte, planvoll ausgeführte Raubzüge, reich an Beute. Alles sprachlos. Wachsende Erregung. Fieberhafte Arbeit der Polizei. Kein Ergebnis. Nicht einmal eine Spur.

Endlich. Bei einem Einstieg in ein großes Kaffeehaus, das erst vor einer Stunde die Gäste verlassen, faßt man die Bande.

Wer?

Die Söhne angesehener Eltern. Der eine unmittelbar vor der Reifeprüfung eines Gymnasiums, ein anderer Student der Technischen Hochschule, der seine Kenntnisse und hervorragenden Gaben auf dem Gebiete der Technik und Elektrizität in den Dienst seines Verbrechertums stellt.

Aber auch kleinere, hübsche, frische Jungen dabei. Der eine ein jährling veranlagtes Kind, der Mutter Sonnenschein. Abend für Abend ließ er sich von der Mutter zudecken, betete mit ihr sein kindlich frommes Nachtgebet. Und während sie ihn oben auf seinem Zimmer in Gottes-Hut eingeschlummert glaubte, verließ er das elterliche Haus, begab sich auf seine nächtlichen Raubzüge.

Man fiel mit schweren Vorwürfen über die Eltern her, die ohnehin auf das fürchterlichste betroffen waren, warf sich in die Brust: „Das wäre bei meinem Jungen unmöglich gewesen. Undenkbar!“

Genau so dachten jene Eltern. Nicht der leiseste Argwohn regte sich in ihren Herzen gegen ihre Lieblinge. Wie sollten sie auch darauf kommen, daß ihr Junge, der die besten Zeugnisse aus der Schule brachte, zu Hause wohlgepflegt und artig war, mit den Söhnen der ersten Familien treue Freundschaft pflegte — Abend für Abend das elterliche Haus verließ, Diebesgeschäfte verrichtete, um des Morgens froh und frisch in seine Schule zu pilgern.

Ist es nicht immer so? Werden wir nicht von denen getäuscht und hintergangen, von denen wir es zu allererst für möglich gehalten? Wer verschwindet eines Tages mit der gefüllten Geschäftstasche? Wer begeht die kühnsten Unterschlagungen? Doch nie der, dem der Chef aus irgend einem Grunde nicht traute. Sondern der, den er für unbedingt zuverlässig, gewissenhaft und treu erachtete.

Und das Ergebnis?

Daß wir keine Ahnung von dem haben, was in dem anderen ist. Daß man verheiratet sein, in glücklicher Ehe leben, daß man Sohn und Tochter, Bruder, Schwester, Freund haben kann, aber ohne Ahnung, was in ihnen ist.

Verhängnisvoll aber tritt diese Entfernung von Mensch zu Mensch, dieses vollkommene Fremdsin in dem anderen in der Erziehung hervor.

Wie ungezählte Väter, mit den Obliegenheiten, Sorgen und Kämpfen ihres Berufes tagelang, tagaus beschäftigt, haben von dem, was in ihren aufwachsenden Söhnen ist, nicht die leiseste Ahnung. Wie viel Mütter sind treu um ihre Kinder besorgt, leben und wirken für sie, während die Seele ihrer Tochter, ihres Sohnes innerste Welt ihnen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleibt. Und wenn dann etwas geschieht, was sie nie für möglich gehalten — dann stehen sie ratlos, hilflos vor dem Unbegreiflichen.

Woher kommt das?

Weil die Erziehungsgrundsätze und Erziehungsformen auch der besten Väter und Mütter zu sehr auf das Äußerliche eingestellt sind.

Daß ihr Sohn verkehrt wird, einen einträglichen Beruf ergreift, daß ihre Tochter die rechten Manieren erhält, im Umgang mit anderen gefällig, das ist vielen Eltern die Hauptsache.

Gewiß, auch das muß sein. Für eine rechte Erziehung aber ist es immer nur das Technische, das Untergeordnete. Nicht ihr Inhalt.

Ihr Inhalt aber heißt: Suche die Seele Deines Kindes! Suche Kenntnis von dem zu erhalten, was in ihm ist! Denn nur dies kannst Du pflegen und entwickeln. Was ist Handeln in der Erziehung? Das gibt es gar nicht. Nie können wir unsere Kinder zu dem machen, was wir wollen, sondern allein zu dem, was sie wollen, d. h. was bereits in ihnen enthalten ist.

Deshalb gibt es nur einen Erziehungsgrundsatz: Suche die Seele Deines Kindes! Betrachte Dich in sein Denken, Fühlen, seine Reigungen und Anlagen, als lebst Du in ihm!

Und dann gehe an die Arbeit! Oder vielmehr: Dann übe Deine Kunst! Denn es gibt keine größere Kunst und Kunstübung als eine rechte Erziehung. Die „königliche Kunst“ nannten sie die Alten.

Welche Kunst ist das?

Die Gärtnerkunst. Beschränke Deine ganze Erziehung auf sie! Fördere, pflege mit der Geduld und Kraft der Liebe

zu die ganze Flut des Regens auf Eulalias unschuldiges Haupt sich ergießen zu lassen! Auch gibt es nichts, was zwei einander so nahe zu bringen vermag, als eine gemeinsam überstandene Gefahr.“

Ich sollte recht behalten.

Am andern Morgen lagen sich die beiden buchstäblich, und ohne unsere erstaunten Blicke zu beachten, in den Armen. Vom Gewittersturm ihrer Liebe zueinander getrieben, ruhten sie, ohne Rücksicht auf den nassen Gartenboden, lächelnd und jährling umschlungen nebeneinander ...

Es war die erste Liebschaft, die ich zusammenbrachte. Es soll auch die einzige bleiben.

die guten und edlen Triebe in Deinem aufwachsenden Kinde! Beschneide die schlechten und ungefunten!

Suche die Seele Deines Kindes!

Dann bist Du ein Erzieher, der königliche Kunst übt. Dann wirst Du Freude und Glück in Deinen Kindern finden.

Das Stillhaltekonfession der Frauen.

Von Die Alten.

Von dem Wirbelwind der augenblicklichen Gesehnisse werden die meisten Frauen geschüttelt, ohne genau zu erfahren, was rings um sie vorgeht. Sie lesen Zeitungen, suchen überall Belehrungen und empfinden es schmerzhaft, weder Nationalökonomie, noch Bankwissenschaften studiert zu haben. Die verhältnismäßig knappen Ausnahmen sind gut dran. Sie wissen, was los ist, und das ist immerhin besser als zuzuhören, wenn in einer fremden Sprache gesprochen wird. Und dabei gehören die Frauen zu einem Stillhaltekonfession, das wahrlich still hält und seine Rechte nicht geltend macht. Sie haben auch nicht mehr viele Rechte, dafür aber viele Pflichten. Pflichten, die sich aus kleinen und kleinsten Leistungen zusammensetzen, den trüben Alltag zu einer wahren Plage zu machen. Den Männern wird jede Absolution für schlechte Stimmung gewährt. Bedrücktsein ist Selbstverständlichkeit. Der Betrieb im Hause muß aber weiter gehen, um das Räuberwerk des Lebens nicht vollständig ins Stoden zu bringen. Die Frauen verraten die weibliche Kunst, aus dem Nichts zu schöpfen, denn würde man diese Frauen fragen: „Wie seid Ihr über diese Zeit hinweggekommen, wie habt Ihr das Notwendige zur Aufrechterhaltung des Hauswesens beschafft?“ — so käme manch bewundernswürdige Leistung zum Vorschein. Die Frauen haben sich ausgezeichnet bewährt, haben keine nervösen Ausbrüche vor geschlossenen Banktüren provoziert, keinerlei Unruhen verursacht und jede in engem Bezirk Erstaunliches geleistet. Das muß einmal gesagt werden, denn schließlich hängt von der disziplinierten Haltung aller Beteiligten ungemein viel ab. Nicht immer sind die, die im Kampf stehen, die Träger aller Lasten. Eine gewalttätige Umstellung verlangt intensiver Gedankensarbeit. In den meisten Haushaltungen existieren Berechnungen, an denen nicht viel gerüttelt werden kann. Einnahmen stehen Ausgaben geordnet gegenüber. Ein neuer Kurs verlangt plötzlich Umgruppierung. Das geht nicht mehr, und jenes muß fortfallen. Vielleicht handelt es sich um kurze interimistische Einkommungen, vielleicht vergehen Monate, Jahre, ehe der gewohnte Zustand zurückkehrt. Wohnungen müssen ausgeben, Hilfskräfte entlassen werden. Eine veränderte Lebensbasis setzt veränderte Anschauungen voraus. Man wird den Frauen weder Oberflächlichkeit, noch Verständnislosigkeit für schwierige Situationen vorwerfen können. Ihnen fehlt vielfach der Begriff für die komplizierten Zusammenhänge oder Vorgänge, aber ihnen fehlt nicht das Solidaritätsgefühl. Und wenn von Stillhaltekonfessionen in großem Stil gesprochen wird, so gehört den Frauen das Recht auf Würdigung ihrer Leistungen in engem Bezirk.

Heldinnen des Wartens.

Manche Frau macht ihrem Mann schon eine Szene, wenn er eine halbe Stunde zu spät zum Essen kommt. Aber es gibt Gattinnen, die ein stilles und hohes Heldentum des Wartens auf sich nehmen. Das sind die Frauen jener kühnen Abenteurer und Sportleute, die mit dem Flugzeug und dem Kraftwagen Reforde der Schnelligkeit aufzustellen unternehmen oder sich auf Entdeckungsfahrten in ferne Länder begeben. Was diese Frauen in der langen Zeit der Spannung und des geduldigen Ausharrens ertragen, ist schwer nachzufühlen. Eine von diesen Heldinnen des Wartens, die Gattin des englischen Fliegers E. A. Scott, der in neun Tagen von England nach Australien flog und den Rückflug in 10 Tagen vollendete, erzählt darüber: Die beiden Monate, die mein Mann unterwegs war, sind für mich eine sehr schwere Zeit gewesen. Obwohl die Route bereits verschiedene Male durchflogen worden ist, so bleibt doch das Aufstellen von Reforde ein höchst gefährliches Unternehmen, zumal mein Mann gezwungen war, weite Strecken über ganz unentwickelte Gebiete zu fliegen, über denen allerlei passieren kann. Daher mußte ich damit rechnen, daß er nicht wieder zurückkehrt, und dieser Gedanke hat mich keine Minute verlassen. Trotzdem würde ich ihm nicht abraten, wenn er heute wieder eine solche Aufgabe unternehmen würde. Ich habe ihn zu seinem Flug nach Australien ermutigt, und ich bin reich belohnt worden durch den Stolz über seine Leistung und durch das unendliche Glücksgefühl, als ich ihn wieder in meine Arme schloß. Zuletzt war die Spannung freilich fast unerträglich und ich sehe mit Grauen einer Zeit entgegen in der ich diese Marter noch einmal durchmachen müßte.“ Frauen, die eine solche Folter bereits

Öfter ertragen haben, ziehen es vor, den Gatten bei seinen gefährlichen Unternehmungen zu begleiten. So ist die Frau des Fliegers Sir Alan Cobham bereits gegen 40 000 Kilometer mit ihm geflogen, hat viele gefährliche Abenteuer bestanden und manchmal dem Tod ins Auge geblüht, aber sie erklärt: „Alle gemeinsamen Anstrengungen und Gefahren sind nichts gegen dieses untätige dumpfe Hindämmern, wenn man allein zurückbleibt und doch jeden Augenblick in Gedanken bei dem Teuren ist, den man in Gefahr weiß.“ Aus diesem Grunde hatte sich auch die Gattin von Wilkins entschlossen, mit ihm die abenteuerliche Fahrt im Unterseeboot nach dem Nordpol anzutreten. Sie wollte nicht noch einmal jene Wochen der schlimmsten Nervenpeinigungen durchmachen, die sie während seiner Reise nach dem Nordpol erlebt hatte. Die Gattin des verunglückten englischen „Schnelligkeits-Königs“ Sir Henry Segrave berichtet, daß sie bei seinem Training für die Aufstellung des Schnelligkeitsrekords im Kraftwagen in beständiger Furcht schwebte. Nachdem er dann schließlich zu Dayton Beach in Florida glücklich den Rekord erobert hatte, nahm sie ihm das Versprechen ab, daß er keine derartigen Wagnisse mehr unternehmen werde. Aber der Abenteuerdrang Segraves war stärker als seine Rücksichtnahme auf seine Frau; er versuchte, auch den Schnelligkeitsrekord im Motorboot zu erzwingen und fand dabei den Tod. Seine Frau behauptet, sie hätte ein bestimmtes Vorgefühl gehabt, daß dieses Unheil eintreten werde.

Wenig Arbeit, geringe Geldausgaben und Ordnung im Haushalt.

Von Bilelote Hennoch.

Leider der Not gehorchend und ganz im Gegensatz zum eigenen Wunsch kann im Haushalt nicht alles so sein, wie die Hausfrau gern möchte. Das Erhalten der Gegenstände kostet — wie man meint — soviel Geld, daß die Wirtschaftskasse Widerspruch einlegt. Und doch gibt es einige Mittel, die nicht einmal viel Aufwand an Zeit und ebensovienig an Geld erfordern und die doch vorzüglich helfen.

Der Teppich verliert die Farbe, läßt an Schönheit nach; er hat im Laufe der Jahre gelitten. Um ihm wieder zu seinen Farben und gutem Aussehen zu verhelfen, reinigt man ihn wöchentlich einmal mit folgender Lösung: Ein Eimer heißes Wasser bekommt einen Eßlöffel Terpentin. Die Mischung wird mit der Bürste umgerührt und die gut befeuchtete Bürste fahrt den Teppich nach einer Richtung sorgfältig ab. Ist der Teppich trocken, dann erscheinen die Farben im hellsten Licht, weil die Lösung den Staub entfernt hat. Die Mischung ist auch ein Mittel gegen Motten, die den Geruch des Terpentins in Verbindung mit Wasser nicht vertragen können.

Besen und Bürsten verlieren ihre Arbeitsfähigkeit, weil die Borsten des Besens zusammengedrückt sind und die Bürste den Staub nicht mehr aufnehmen will. Man reinigt sie in dem Wasser, in dem die Wäsche gekocht wurde. Nur so können sich Besen und Bürsten wieder erholen. Sind die Borsten nicht auseinandergegangen, halte man den Besen über einen Kessel mit kochendem Wasser. Die Borsten lösen sich dann voneinander und stehen wieder in der Richtung.

Der Eimer läßt sich oft durch Wasser und Seife nicht mehr reinigen, besonders wenn er durch langen Gebrauch immer in Anspruch genommen ist. Die Ränder wollen trotz der kräftigsten Bearbeitung nicht weichen. Als hervorragendes Mittel eignet sich auch hier Terpentin. Einige Tropfen werden auf einen Lappen gegossen, und das angefeuchtete Tuch entfernt Ränder, die scheinbar für immer fest sitzen.

Schwämme sind nach langem Gebrauch filzig geworden. In diesem Falle sollten sie auch aus hygienischen Gründen nicht mehr benutzt werden, weil sie einen Herd für Pilze und Bakterien bilden. Da die Anschaffung eines Schwammes aber meistens eine große Ausgabe bedeutet, sollte man sie einer Reinigung unterziehen. Eine Schüssel mit einer Kochsalzlösung nimmt die Schwämme auf. Sie bleiben etwa zehn Minuten darin liegen, werden ausgedrückt und mit kaltem Wasser überpült. Diese Reinigungsarbeit wird solange fortgesetzt, bis die Schwämme sich wieder ganz fest anfühlen. Dann in der Sonne trocknen. Weiß und rein lassen sie sich nunmehr lange Zeit gebrauchen.

Das Waschen der Bettfedern ist stets eine große Ausgabe, vor der sich die Hausfrauen fürchten, und doch ist es ein Gebot der Gesundheit, die Federn vom Kopfstissen nicht allzulange ungerührt zu lassen. Ohne nennenswerte Geldopfer wird der Prozeß von der Hausfrau selbst vorgenommen. Vorsichtig das Inlett öffnen, nachdem eine schwache Lösung von kochensaurem Natron vorbereitet ist. Hier kommen die Federn hinein, bleiben etwa drei Tage darin liegen, um alsdann auf einem Sieb die Feuchtigkeit ablaufen zu lassen. Noch feucht, lege man sie in kaltes Wasser, spüle sie gut nach und trockne sie. Ehe sie wieder in das Inlett kommen, das selbstverständlich auch gewaschen wurde, zupfe man sie mit den Händen ordentlich auf. Die Federn haben dann die Weiche von Daunen.

Vinoleumbelag auf Fußböden und Tischen sollte nie mit heißem Wasser und mit Seife gewaschen werden, weil sonst die Farben verblasen. Ist er unansehnlich geworden, so erhält er eine Abreibung mit Paraffin, um ihn mit Bohnenwachs abspolieren. Nach dieser Behandlung ist er wieder für lange Zeit gebrauchsfähig.

Es gibt...

- Frauen — die verstehen es, so geschickt nachzugeben, daß sie zum Schluß doch immer den eigenen Willen durchsetzen.
- Frauen — die man erst dann bemerkt, wenn man sie verloren hat.
- Frauen — die wüten, so lange, bis sie sich den Mann zum Hause herausgeraubt haben.
- Frauen — mit denen man sehr glücklich geworden wäre. Schade nur, daß man ihnen nie begegnet ist.
- Frauen — die sich für „unverstanden“ halten, wenn sie „unverständlich“ handeln.
- Frauen — die aus einer Mücke einen Elefanten zu machen verstehen; doch nur selten eine, die das Angelegte fertigbringt.
- Frauen — die erkaltete Gefühle immer wieder aufzuwärmen versuchen.
- Frauen — die ihr Alter unumwunden zugeben, das heißt, natürlich nur, wenn sie jünger aussehen.
- Frauen — die anscheinend noch ins Schlusskapitel einer Liebe verflochten sind, während sie in Wirklichkeit bereits im Anfangskapitel einer neuen fassen.
- Frauen — die für die Liebe schon längst erledigt sind, wenn auch für sie die Liebe noch lange nicht erledigt ist.

J. Adams.

Neue große Abend-Kleider.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.



Links: Sommer-Abendkleid aus Marocain, die Taille ist sehr kurz gehalten. Der Rock wird durch Faltenpartien belebt, mit herabfallenden Bolants.

Mitte: Crêpe-Georgette-Kleid mit ¾ langem Mantel. Der Mantel ist aus fließender Seide mit neuartiger Rückenpartie, u. Sturzfalten aus Vels. Die Länge des Mantels ist in gleicher Form wie die Taille. Den Abschluss der Ärmel bilden muffart. Velsmaniketten.

Rechts: Weißes Abendkleid aus Crêpe Satin mit kurzem Samtkäppchen. Der Halsabschluss des Ärmels bildet ein Schal aus dem Material des Kleides.

Der Jugendfreund.

Tanzende Zeichnungen.

Ich weiß nicht, ob es Euch auch so geht: mir gefallen im Lichtspieltheater am besten immer die lebenden Tanz- Zeichnungen: die Tridfilme. Da kann ich lachen, daß mir die Tränen aus den Augen trillern. Wenn z. B. eine Giraffe einen Knoten in ihren Hals schlängelt oder ein Elefant seinen Rüssel ins Maul schiebt, bis Kopf und Rumpf und Beine und auch der Schwanz verschwinden und gar nichts mehr übrigbleibt, oder wenn ein Klavier sich gegen Mißhandlungen wehrt und quiecht und bödig wird und davonläuft — ich habe immer Magenkrämpfe danach und sehe ganz verweint aus, schlimmer als nach dem rührseligsten Trauerspiel!

Aber wißt Ihr auch, wie diese lebenden Karikaturen entstehen? Es ist ein Geduldspiel ohne Gleichen! Denn jedes einzelne der vielen, vielen tausend Bilder, die da vor Euren Augen vorbeischnellen, muß einzeln, Blatt für Blatt, gezeichnet werden. Früher, als die Tridfilmkunst noch nicht so entwickelt war, machte man sich das bequemer. Da zeichnete man sich auf einen großen Bogen Papier eine Landschaft auf, Bäume und Berge, einen Fluß oder Häuser — was man gerade brauchte. Und dann entwarf man auf einem anderen Blatt die Figuren: Menschen und Tiere, Beine und Köpfe in allen möglichen Stellungen und Grimassen, damit man beliebig nach Bedarf damit wechseln konnte, schnitt sie dann aus und befestigte sie nach auf die Landschaft. Wenn nun die kinematographische Kamera das Bild auf dem Tridfilm von oben her aufgenommen hatte, bewegte man die Figuren vom Fleck und tauchte Gesichter, Arme und Beine aus und photographierte so nach dauerndem Wechsel munter drauf los.

Aber dies Verfahren hatte einen großen Nachteil: Die Landschaft blieb immer dieselbe und die Figuren waren und blieben trotz aller Zapperei und Grimassenhauerei steif und ungeschickt. Es fehlte ihnen das natürliche Leben, auf das es doch so sehr ankommt.

So entschloß man sich denn zu der noch viel größeren Arbeit, jedes einzelne Blatt ganz neu zu zeichnen. Und nun konnten auf einmal die Bäume des Waldes rauschen, die Wolken zogen dahin, die Schiffe schaukelten mit geblähten Segeln über bewegter See, und die Menschen vor allem wurden viel geselliger und netter anzuschauen. Man kann sich denken, was für eine Genauigkeit des Zeichners erforderlich ist, damit die Größenverhältnisse alle richtig stimmen und wie sehr der Künstler studieren muß, um alle Bewegungen richtig zu erfassen. Ein laufendes Tier z. B., das aus dem Schritt in Trab und Galopp übergeht, ist unheimlich schwer in all den einzelnen Bewegungsmomenten festzuhalten und wiederzugeben. Das kostet viel, viel mehr Kopfschmerzen als ein großes Gemälde, auf dem man alles auf einer Fläche nebeneinander hat. Wenn man aber die Illusion wirklichen Lebens auf einem Tridfilm erreichen will, dann muß man sich kleine Modelle von dem bauen, was sich bewegen soll. Z. B. eine Landschaft aus der Urzeit, mit einem Vulkan im Hintergrund und ungeschlachten Riesenechsen mit den unaussprechlichen griechischen Namen: Rathnosaurus, Plethosaurus, Pterodactylus norm zwischen Schlingengewächsen und Sumpfschöckern. Diese Tiere werden um ein Drahtskelett herum aus Knetmasse modelliert, dann buntfärbig bemalt, wie es sich für Echsen ziemt, und an haardünnen Drähten für jede neue Aufnahme millimeterweise bewegt. So lassen sich Tiere, die vor Millionen Jahren, als es noch gar keine Menschen gab, durch den Geist des Forschers und geschickte Künstlerhände wieder ins Leben rufen — eine neue Welt alter Wunder, an der wir unsere Freude haben.

für die kleinen Zeichner

Holt euch ein Blatt Papier herbei! Der Bleistift hübsch gespitzt sei, Da ist der Gummi, ja, und später Braucht ihr die Tinte noch und Feder Wascht euch auch schnell noch mal die Hand, Denn Schmutzflecke sind eine Schand! Und nun fangt an! Zwei Kreise sind Um Pfennigstücke ganz geschwind

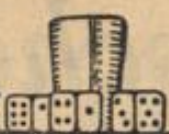


Gezogen für die Wagonräder, Das andere kann schon ein jeder Aus freier Hand geschickt skizzieren, Ihr müßt es nur einmal probieren. Bald habt ihr fertig die Kontur, Doch erst ganz dünn und locker nur, Dann tragt ihr die vier Augen ein. Die Knöpfchen und das Schwänzlein. Die Schuße werden nachgeholt Und bis zum Absch frisch befolgt.



Und wenn nun alles klar und fein, Dann nehmt die Feder und taucht ein. Die Linien werden nachgezogen Mit ruhiger Hand in schönem Bogen. Das Hörschen wird noch hübsch punktiert, Die schwarzen Flächen ausgefüllt Und was ward dann zum Schluß daraus? „Mause-Mama mit Micky-Maus!“





Bearbeitet von Gustav Mohr

Der obigen Studien: Nr. 79. 1. f7—K e7, 2. Se6—K x f7, 3. Sg5+—K bel., 4. S x f3—c2, 5. Sg1—c1 D oder T u. Wei8 ist patt. Nr. 80. 1. Te5+—K x d4, 2. T x e3—f x e3, 3. Sd2! remis. 1. . . . K f3, 2. Te3+!—f x e3, 3. Se5+—Kg2, 4. Sd3—Kf1, 5. d5—e1 D, 6. S x e1—K x e1, 7. d6—Kf1, 8. d7—e2 remis.

Die schöne Wohnung

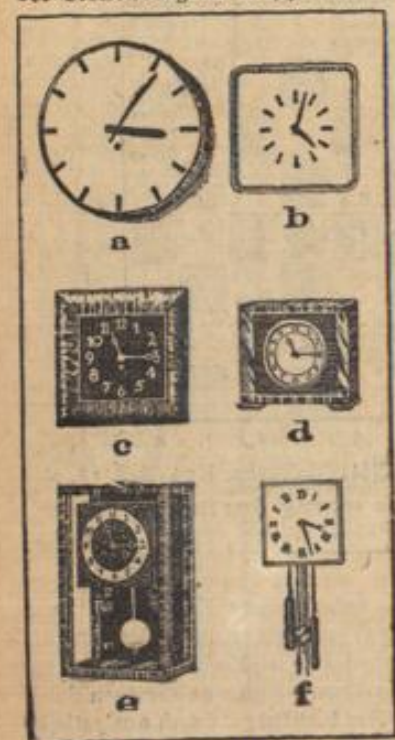
Neuzeitliche Uhren.

Die Uhr ist die Stimme des Raumes. Sie ist, obwohl zweckvoll, romantischer als wir ahnen. Wenn wir ihr Flüstern bewußt nicht hören, wirkt sie dennoch im Unterbewußten fort und gibt dem Raum Leben. Wenn es still wird, die Menschen besinnlicher, andächtiger werden, wird das Ticken vernichtlicher, gerade als wenn man sein eigenes Herz lauter pochen hörte. Wenn wir uns die Stätten unserer Kindheit ins Gedächtnis rufen, uns im Geiste in die Stimmung des Elternhauses zurückversetzen, ist die geheimnisvolle, beständige Sprache der Uhren tief im Gedächtnis haften geblieben.

Die Duplizität ihres Wesens zu versinnbildlichen, Stimmungsfaktor und gleichzeitig technisches Werkzeug der Menschen zu sein, hat schon immer die Phantasie vieler Künstler und Handwerker zur Gestaltung angeregt. Jeder von uns kennt die berühmten Glockenspiele an Kirchen, die Meisterwerke künstlerischer Gestaltungskraft und technischer Gekraftigkeit sind. Die moderne Uhr nun hat ein überaus einfaches und klares Gesicht.

Wer dem Begriff „Neue Sachlichkeit“ mit Mißtrauen begegnet, wird bei vorwiegend zweckmäßigen Gebrauchsgegenständen, wie es zum Beispiel Uhren sind, eine Ausnahme machen. Eine sachlich und edel gestaltete moderne Uhr ist eine heile Freude, weil sie uns alle Entzerrungskünste erspart und klar und deutlich verkündet: „Es ist so und so spät“.

Eine Fülle geschmackvoller Modelle steht zur Auswahl, alle gleich schön und wertvoll. Die Unterschiede ergeben sich aus der Verwendung der verschiedenen Materialien. Im *Arbeitsraum* um hängt die freis-
runde, niedriggefasste
Emailluhr (a). Trotz-
dem die Zahlen durch
Striche ersetzt sind, ist
die Übersichtlichkeit voll-
kommen. Für das
Zimmer eines jungen
Mädchens ist die
reizende Uhr von Prof.
Tessenow (f) geeignet,
deren Schönheit sich in
ihrer Schlichtheit und
sorgfältigen Formen-
gebung verbirgt. Auch
die Freude an edlen
Hölzern brauchen wir
uns bei der Uhrenwahl
nicht zu versagen. Auf
den Schreibtisch aus
Walnuss gehört die
Uhr aus gleichem Mate-
rial mit Palisander-
und Nussbaum-Intarsie
(d). Die Pendeluhr
(e), die den Ablauf der
Stunden zauberhaft
wohlklingend verkündet,
ist die richtige Uhr für
das Wohnzimmer.
Ihre edle Fassung ist
modern und antik zu-
gleich. Über dem Büfett
hängt die quadratische Uhr (c) aus Zebrano-Holz mit
Walnuss-Platt. Für das Büro wählen wir eine
Synchron-Uhr, die dem elektrischen Netz angeschlossen ist und
nicht aufgezogen zu werden braucht. Auch für die Küche
kommt eine elektrische Uhr in Frage (b), die es in vielen ge-
schmackvollen Modellen gibt. Die Küchenuhr der heutigen Zeit
hat also die überraschende Eigenschaft, wirklich zu gehen, nicht
nur wie früher ein hübsches, mit holländischen Figuren ge-
schmücktes Wandtellerchen zu sein.



Harmonischer Wandschmuck.

Das Aufhängen von Bildern verschiedener Größe.

Haben Sie viele Bilder, von denen Sie sich nicht trennen können? Die Sie gern in Ihrer Wohnung aufhängen wollen? Das ist schwierig! Sie wissen ja, wie leicht ein Zimmer unruhig wirkt, wenn die Wände mit allzuviel Bildern bepflanzt sind. Aber warten Sie, ich weiß einen Ausweg, einen netten kleinen Rat.



Ihre Drude und Zeichnungen, Radierungen und Photos, die alle verschieden groß sind, kleben Sie auf Papptafeln gleicher Größe. Sie tun gut, das Bild nicht in die Mitte der Pappe zu kleben, sondern ein wenig nach oben zu verschieben, so daß der Papprand oben etwa $\frac{1}{2}$, unten $\frac{1}{3}$ beträgt. Rechts und links natürlich müssen die Pappränder gleich breit sein.

Nun rahmen Sie die Bilder, vielleicht mit einer Rundstahleiste in schwarzer, brauner oder goldener Farbe, zwei bis drei Zentimeter breit. Auch glänzende Alu-Rahmen in gleicher Größe sind sehr wirkungsvoll. Die Rahmen hängen Sie eng nebeneinander, so daß das Ganze einen geschlossenen Fries ergibt. Die vorher vollständig ungleichen Blätter werden nun, so getarnt und aufgehängt, einen ruhigen harmonischen Eindruck machen.

Es ist zum Beispiel sehr hübsch, wenn man sich in dieser Art Zeichnungen seiner Kinder erfreut. Mit vier, fünf Jahren machen die Kinder ihre ersten Zeichenversuche. Diese allerersten primitiven Äußerungen des Kindes sind manchmal aufschlußreicher als man denkt. Man greift sechs oder sieben der typischen Zeichnungen heraus, vielleicht von jedem Lebensjahr eine, und kann so die interessante Weiterentwicklung des Kindes davon ablesen. Bieleicht wird das Kind wirklich einmal ein Künstler, wie bedauernd wäre es da, wenn die ersten Zeichnungen verloren gingen.

Behagliche Wohn-Ecken.

Wie aus einer Not eine Tugend wird.

Wir leben heute im Zeichen der Wohnungsnot und des Raummangels. In dem Bemühen, dieser Not zu steuern, ist die „Ecke“, in verschiedener Gestalt und zu den verschiedensten Zwecken, wieder zu Ehren gekommen. Sie spielte nämlich schon einmal eine große Rolle, in der Biedermeierzeit, die der unseren sehr verwandt war. Auch damals herrschte, im Anschluß an die napoleonischen Kriege, allgemeiner Raummangel und man mußte trachten, Abhilfe zu schaffen. Auch damals wurde jeder Winkel, jede Ecke ausgenutzt. Der Fensterplatz erhielt „erhöhte“ Bedeutung; man verlegte, ihm den Charakter eines Sonderzimmers zugeben, ihn von dem übrigen Zimmer zu trennen, indem man den Fußboden durch einen lastenartigen Aufsatz, den sogenannten „Tritt“ erhöhte, den man noch heute in manchen Wohnungen findet. Auf dem „Tritt“ stand ein bequemer Sessel, der bekannte Badestuhl, ein kleines Tischchen, meist der Nähstisch der Hausfrau, und verschiedene Topfpflanzen, wie sie auch heute wieder modern sind, die zu der Kattienlampe im Fenster so gut passen. Hier war der Ruheplatz des Hausherrn, wo er seine Zeitung las, hier nähte und stückte die Hausfrau; es war ein abgegrenztes Plätzchen, zu dem die Kinder keinen Zutritt hatten. Ganz ähnlich war die „Wohnede“, die gleichfalls aus dem Wünsche heraus eingerichtet wurde, einen stillen Zufluchtsort zu schaffen.

Die Enge unserer heutigen Wohnungen hat die „Wohnede“ neu geschaffen, den „Tritt“ jedoch abgelehnt, da er als unmodern empfunden wird. In der Ausnutzung von Ecken und Nischen werden wir immer erfinderischer.

Der große Tisch in der Mitte des Wohnzimmers ist für kleine Räume nicht geeignet. Er nimmt den Bewohnern jede Bewegungsfreiheit. Er wird daher am besten in eine Ecke verlegt. Der Geschmack der Hausfrau wird es schon möglich machen, daß aus der Zusammenstellung von Tisch, einer Couch, drei Armstühlen, einer hohen Stehlampe und ein paar Blumenkübeln — den Gummibaum nicht vergessen — ein sehr gemütlicher Platz für die Familie entsteht.

Die berufstätige Frau, zum Beispiel die Buchmacherin, Lehrerin, Zeichnerin wird sich ebenfalls eine Ecke ihres Zimmers für ihre Tätigkeit herrichten. Das gesamte Arbeits-

material, alle Werkzeuge, werden handlich in einer Kommode, einem Regal oder einem kleinen Schrank in einer Ecke aufbewahrt, damit nicht das ganze Zimmer im Zeichen der Tätigkeit seiner Bewohnerin steht und nach Feierabend rasch ausgeräumt werden kann.



Fensterede im Wohnraum.

Aus der Siedlung Bad Dürrenberg
(Architekt Alexander Klein, Berlin).

Auch mit einer Les- und Schreibede kann man sich ein abgeschlossenes, kleines Reich schaffen. Der Schreibtisch, eventuell nur ein ganz einfacher kleiner Tisch ohne Schubfächer, wird in die hellste Ecke des Zimmers gestellt; darüber hängt man ein Regal mit vielen kleinen Rahmen. Ein modernes, offenes Bücherregal schließt sich unmittelbar an den Schreibtisch an. Eine Wandlampe mit Schutzhelm ermöglicht das Arbeiten auch am Abend.

Form und Farbe.

Ein Kapitel zum Nachdenken.

Es ist kein Zufall, daß die Zweckmäßigkeitsformen der neuen Sachlichkeit sich nur recht schwer bei uns einbürgern. Bei ihrer Herstellung ist oft lediglich auf Hygiene, Materialersparnis und Materialzweckmäßigkeit Rücksicht genommen worden und gerade die Punkte, die für das Heim besonders ins Auge fallen, die schöne Form und das, was uns die einzelnen Stücke vertraut macht, sind nur sekundär behandelt. Man vergleiche einmal, mit welcher Schnelligkeit sich der Jugendstil um die Jahrhundertwende das Feld erobert hat (womit ich mich absolut nicht zu einem Fürsprecher dieser längst überwundenen Geschmacksvorurteile aufwerfen will) und wie schwer die moderne Sachlichkeit Boden zu fassen vermag. Die Begründung findet man schnell, indem man die psychologische Seite der Frage anspricht. Es fehlt allzu oft das Gemütliche, Anheimelnde, das uns mit den Gegenständen freundschaftlich schließen läßt, längst bevor es uns zum Bewußtsein kommt. Gerade weil diese „Freundschaft“ im Unterbewußtsein geschlossen wird, hat sie diese besondere Bedeutung, gegen die alle verstandesmäßigen Einwände an Kraft erheblich verlieren. Gewiß wird das Moment der Gewöhnung etwas Ausgleich schaffen können, aber sich darauf zu verlassen, hieße zeitlich einen großen Spielraum einräumen, der sicher nicht immer vorhanden ist, weil sich vorher schon eine Antipathie festgesetzt hat.

In ganz besonderem Maße muß diese Vorbeuge für den gedeckten Tisch vorhanden sein. Ist es schon durchaus nicht

gleichgültig, welche Tischbede den Tisch außerhalb der Mahlzeiten bedeckt, da die Farbe bekanntlich zu den Stimmungsfaktoren gehört, so kommt dem gedeckten Tisch erhöhte Beachtung zu. Dieser ist ja in gewissem Sinne der herrschenden Mode unterworfen. Aber die Grundfaktoren, die zu allen Zeiten Gültigkeit behalten, sind Behaglichkeit und Sauberkeit. Es ist wunderbar, wie ein schlichtes Blümchen in einer hübschen Vase das ganze Gesicht eines Tisches verändern kann. Nun kann man ja zwischen verwöhnten und nichtverwöhnten Tischgästen unterscheiden. Die letzteren konzentrieren sich ganz auf das, was sie essen und haben für die Umgebung kein Auge. Sie merken erst den Unterschied zwischen einem behaglichen und einem vernachlässigten Tisch, wenn sie der Zufall darauf stößt. Ist aber der Unterschied einmal ins Bewußtsein gedrungen, dann wird er auch haften bleiben. Deshalb soll man nie annehmen, daß den Gästen nichts daran gelegen sei. Je behaglicher sie es finden, desto lieber werden sie wiederkommen. Um die Behaglichkeit zu erhöhen, wird man aber auch Form und Farbe des Geschirrs in Berücksichtigung ziehen, ja (wenn die Mittel dazu vorhanden sind) es sogar auf den Raum abstimmen, in dem es gebraucht wird. Unsere moderne Keramik bringt so vielfältige Formen und Farben, daß niemand in Verlegenheit kommen wird. Man wird die weiße Farbe für den Mittagstisch wählen, während der Kaffeetisch, je nach Geschmack, durch eine farbige Note belebt und freundlich gestaltet wird. Ein Außerachtlassen von Form und Farbe der Gebrauchsgegenstände wird die harmonische Stimmung unseres Heims nicht verbessern, denn Form und Farbe sind wesentliche Faktoren, die zu unserer Behaglichkeit beitragen und auf die das Unterbewußtsein sehr weitgehend reagiert.

Fritz S. Chelius.

Das Geheimnis der Raumwirkung.

Goldene Regeln für die Einrichtung der neuen Wohnung.

Die räumlichen Gegebenheiten einer Wohnung muß man hinnehmen, wie man sie vorfindet; Mängel lassen sich jedoch durch sinnvolle Anordnung der Einrichtungsgegenstände, wie durch geschickte Auswahl der Wandbekleidungen, Vorhänge und Beleuchtungskörper, ausgleichen. Der Raum wird gebildet durch die umschließenden Wände, die Decke und den Fußboden. Von der Behandlung dieser Elemente hängt daher die Wirkung des Raumes in erster Linie ab. Die Wände können, so lesen wir in der ausgezeichneten, im Verlag F. Brudmann in München erscheinenden Zeitschrift „Die Kunst“, durch Anstrich oder durch das Bellegen mit einer Tapete bekleidet werden. Praktische Gründe sprechen für die Tapete. Einfarbige, ungemusterte Wände erhöhen die Wirkung der Einrichtungsgegenstände. Die Wandfarbe gibt dem Raum die Raumstimmung. Licht Farben machen froh und frei, blaue Töne, nur in leichten Schattierungen anwendbar, machen kühl und sind für Schlafräume zu bevorzugen. Grün wirkt beruhigend; ihre Anwendung ist für Arbeitsräume empfehlenswert. Weiße Wandtöne, leicht farbig getönt, sind für kleine Räume ganz besonders günstig, aber auch große Räume wirken mit vorwiegend in Weiß gehaltenen Wandflächen ausgeglichen.

Zimmertüren sollen einen Raum vom anderen abschließen; man soll sie nicht besonders betonen, vielmehr im Wandton behandeln, wenn sie nicht als Wandlöffel wirken sollen. Dasselbe gilt für Heizkörperverkleidungen und für alle Teile, die zum Organismus der Wand gehören. Ein schlechter Fußboden verdirbt das Aussehen des ganzen Raumes. Parquet gibt immer einen dankbaren Untergrund für Möbel. Alte Fußböden können durch Belegung mit Linoleum, Belours oder Haargarn verbessert werden. Teppiche haben, besonders auf Naturholzfussböden, die Wirkung von Inseln, auf die man sich zurückziehen möchte. Ob moderne Teppiche oder Orientteppiche verwendet werden, darüber ent-

scheidet der Wohnungsinhaber; ausschlaggebend sind Farben, und Musterungen, und wie diese zum Raum passen. Einfarbige Teppiche sind wohl im Gebrauch empfindlicher, lassen aber darauf gestellte Möbelgruppen gut zusammen.

Zimmerdecken werden am besten ganz hell, wenn nicht überhaupt ganz weiß gehalten. Bei hellen Wandfarben kann die Decke im Wandton mitgeputzt oder gestrichen werden. Die Raumwirkung bekommt dadurch etwas Geschlossenes. Farbige Decken sind nur für besondere Fälle empfehlenswert; eine farbige Decke in reinen Tönen kann zu weißen Wänden sehr gut aussehen. Bei den Fenstern muß man sich darüber klar sein, daß sie den Zweck haben, Licht, Luft und Sonne in den Raum zu bringen. Pompöse Dekorationen haben in keinem Fall Berechtigung; es läßt sich auch gar kein sich haltender Grund anführen, warum gerade sie wohnlich machen sollen. Entscheidend für den Fensterbehang ist die Art und die Lage der Fenster. Alte, schlechte Fensterformen müssen natürlich eine gewisse Verkleidung bekommen. Es genügen ein paar Schals zum Zuziehen für abends und eine leichte, durchsichtige Gardine als Deckung gegen Sicht tagsüber.

Beleuchtungskörper sollten möglichst leicht wirken, besonders wenn sie von der Decke herabhängen. Bei niedrigen Räumen sind Deckenschalen oder Beleuchtungskörper, die an oder auch in der Decke sitzen, am besten. Ideal wäre es, bei Neubauten nur noch indirekte Beleuchtungskörper vorzusehen. Die Bezüge der Stühle müssen nicht immer in der gleichen Stoffart und Farbe gehalten sein. Verschieden geformte Sitz- und Liegemöbel wird man mit verschiedenem Bezug versehen; ob gemustert oder einfarbig, entscheidet auch hier die gesamte Raumstimmung. Jedenfalls kann mit Mustern sehr gespart werden. Ein schön gemusterter Sessel oder Sofa zu einfarbigen Wänden und Fensterbänken kann dem Raum einen besonderen Reiz verleihen.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 228.

Sonntag, 30. August.

1931.

... Achtung . . . , . . . Banktrach . . . !

Polizeiroman von Carl Otto Winderker.

(31. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Fassen Sie sich kurz“, bedeutete der Vorsitzende jovial, nach einem neuen Blick auf seine Uhr.

„Gerne“, meinte René. „Mit dem wenigen Bargeld, das wir auf die Flucht hatten mitnehmen können, richteten wir uns notdürftig in Zürich ein und warteten auf den Ertrag des Verkaufs der Liegenschaften im Elsaß, den mein Vater Chiari in Auftrag gegeben hatte. Nichts erfolgte. Drei, vier Wochen vergingen. Mein Vater schrie täglich an Chiari. Keine Antwort.“

Wir waren nicht gewöhnt, uns sonderlich einzuschränken. Auch erwarteten wir ja in kürzester Zeit ausreichende Mittel, so daß wir ganz kurz nach dieser „Flucht“ vollkommen mittellos dastanden. Bekannte oder Verwandte hatten wir hier keine — unter dieser körperlichen Not wuchs der Zustand meines Vaters zu nervösen Erregungszuständen aus, die das Schlimmste ahnen ließen. Wir atmeten auf, als sich ein bekannter Schweizer Ingenieur, dem sich mein Vater teilweise anvertraut hatte, bereit erklärte, Chiari in Straßburg aufzusuchen. Erst nach vierzehn Tagen kam er zurück und brachte die Nachricht, daß Chiari nicht mehr in Straßburg zu finden sei, da er inzwischen seinen Wohnsitz nach Paris verlegt hatte, — die Liegenschaften und Fabriken waren nach wie vor sein eigener Besitz.

Zwei Tage später legte sich mein Vater mit einem heftigen Nervenfieber zu Bett und starb. Meine Mutter überwand das nicht. Ich konnte sie dazu bewegen, daß sie mit mir zu einem entfernten Verwandten nach Lausanne zog, — ich selbst verschwand heimlich und fuhr dritter Klasse mit einem italienischen Auswandererschiff nach Amerika.“

„Wir wollen Schluß machen. Ich habe Hunger“, hatte Oberlandesgerichtsrat Doktor Fric gerade auf einen Zettel geschrieben und ihn durch einen Gerichtsdieners dem Staatsanwalt hinübertragen lassen. Jetzt sah er auf.

„Ja. Fassen Sie sich kurz. Ihre amerikanischen Abenteuer interessieren zunächst nur, soweit sie mit unserem speziellen Fall Berührung haben.“

„Sehr richtig“, bestätigte René, der die Unaufmerksamkeit des Vorsitzenden sehr wohl bemerkt hatte. „Vielleicht dürfte ich nun den Herrn Präsidenten bitten, meine Angaben mit den eingereichten Unterlagen zu vergleichen?“

Der Vorsitzende warf ihm einen raschen, vorsichtigen Blick zu, nahm aber dann mit einem vernehmlichen Seufzer die Akten auf.

„Weiter“, sagte er kurz und hielt die Akten so, daß er ohne Anstrengung dauernd auf seine Uhr schauen konnte.

„Meine Mutter starb vier Wochen später“, sagte René nach kurzer Pause. Sein Gesicht war seltsam hart. Interessierter sah der Vorsitzende auf. Spannung lag über dem Saal.

„Was ich in Amerika trieb, ist uninteressant. Die Akten geben hinreichend Aufschluß. Durch den tragischen Unfall meiner jungen Frau wurde ich reich. Diese Tatsache setzte mich instand, die Nachforschungen nach Chiari aufzunehmen. Ich hatte nicht die Absicht, dem Mörder meiner Eltern mein Vermögen zu belassen.“

„Sie hätten es ja einklagen können“, warf der Vorsitzende ein.

„Sie vergessen, daß ich keinerlei Unterlagen besaß“, erwiderte René, den Vorsitzenden scharf ansehend. „Ich sagte es vorhin schon.“

„Gut . . . weiter!“

„Ich veranlaßte unseren alten Diener Jean, bei Chiari Stellung zu nehmen. Jean beobachtete Chiari für mich. So erfuhr ich, daß der Leichtsinns der Brüder Chiari die Bank nahe an den Zusammenbruch führte. Ich erkannte, daß ich handeln müsse, wenn ich das Vermögen meines Vaters nicht nochmals verlieren sollte. Der reguläre Weg der Klage war mir verstellt. Ein gütliches Vorstellen bei Chiari wäre wohl überflüssig gewesen. So fuhr ich selbst nach Europa, nahm in London einen ausgezeichneten Anwalt, fuhr von dort nach der Schweiz an die Gräber meiner Eltern . . .“

Es war lautlos still im Saal.

„Dann trat ich bei Chiari als der wohltempfohlene Kassierer Sam Walter ein, — bis Chiari die Liegenschaften meines Vaters verkaufte und ich die Gelegenheit sah, mit dem Geld die Papiere zu nehmen, die meinen berechtigten Anspruch belegen sollten.“

„Und dann flohen Sie?“

„Ich hatte die Absicht, von London aus nachträglich Klage gegen Chiari anzustrengen, nachdem ich nun im Besitz der Papiere und Unterlagen war. Am Morgen meiner Abreise kaufte ich mir Zeitungen und ersah daraus, daß in der gleichen Nacht, in der ich diese Papiere und die Obligationen aus der Bank entnommen hatte, der Portier ermordet wurde.“

„Und Sie sind nicht — wie das richtig gewesen wäre — sofort umgekehrt, um sich dem Gericht zur Verfügung zu stellen?“

„Das wäre wohl zwecklos gewesen. Man hätte mir meine Unschuld an dem Mord damals so wenig geglaubt, wie man sie heute glaubt. Ich mußte Zeit gewinnen — so viel Zeit, bis der wirkliche Mörder entdeckt war.“

„Und darum spielten Sie in London den Kriminalkommissar Neubeder, aus reiner Unschuld? Das glaubt Ihnen niemand.“

„Ich versuchte meine eigene Spur aus dem gleichen Motiv zu verwischen. Chiari selbst hätte niemals Anzeige gegen mich erhoben. Wenn nicht der Mord dazu gekommen wäre, hätte nie ein Hahn nach mir gekräht. Denn erstens wollte Chiari selbst mit dem Gelde verschwinden — und zweitens hatte ich im Safe einen Zettel hinterlassen, aus dem er meinen wirklichen Namen erfuhr.“

„Und warum trafen Sie sich mit Umberto Chiari?“ Der Staatsanwalt beugte sich, ungeachtet des die Mittagspause betreffenden strafenden Blicks des Vorsitzenden, gespannt vor.

„Das Zusammentreffen war zufällig. Aber ich vermutete nicht mit Unrecht in dem jüngeren Chiari den Mörder. In jener Nacht, in der der Mord passierte, verweilte ich, nachdem ich die Bank verließ, auf der Straße und sah zu meinem Erstaunen, daß Umberto Chiari nur einige Minuten nach mir ebenfalls die Bank verließ. Vielleicht hatte mein nächstlicher Besuch

den Portier bereits aufmerksam gemacht, so daß er Chiari sofort empfing, als dieser die Bank betrat.

„Eine billige Hypothese.“

„Nein. Aber Tatsache. Als ich Chiari in Brüssel aufsuchte, unterschrieb er mir das Geständnis seines Mordes. Er muß es mir wieder genommen haben, als er mich niederschloß. Ich habe das belgische Gericht um Nachforschung nach dem Verbleib des Geständnisses ersucht. Leider ohne Erfolg.“

„Man wird dort die Durchsichtigkeit Ihrer Erzählung ebenso durchschaut haben, wie hier,“ meinte der Staatsanwalt, sich wieder zurücklehnend.

Wenige Minuten später schloß der Vorsitzende die Vormittagsverhandlung.

„Savary gesteht den Raub in der Italiabank — Seine phantastische Lebensgeschichte — von ihm selbst erzählt — Die Rolle der Brüder Chiari — Umfassendes Geständnis noch heute zu erwarten“ — knallten die Überschriften der Nachmittagszeitungen, die wegen des Ausgangs der ersten Verhandlung ihre Ausgabe verspätet hatten.

Extrablatt . . . Extrablatt . . .

Ganz Frankfurt schien in Aufruhr. Die sonst so ruhigen Straßen dröhnten von den Rufen der Zeitungsträger, — es war, als sei der Platz vor dem Anhalter Bahnhof in Berlin oder der Potsdamerplatz mit seinen Hunderten von Zeitungsträgern mit einemmal in die sonst so ruhige, bürgerliche Mainmetropole versetzt.

Extrablatt . . . Extrablatt . . . Savary gesteht heute noch . . . Die Brüder Chiari schwer belastet . . . Extrablatt . . .

René war müde, als er mit Doktor Kern im Hotel Excelsior zum Mittagessen eintraf.

„Der Kampf ist nicht leicht,“ sagte er bitter.

„Ich sagte es Ihnen gleich,“ bedeutete ihm Doktor Kern, die Speisefarte zur Hand nehmend. „Was essen Sie?“

„Am liebsten nichts.“

„Sie dürfen nicht so mutlos sein. Heute mittag, wenn der hohe Gerichtshof gut gespeist haben wird, geht die Sache doch langsamer. Dann können Sie sich ausruhen. Wahrscheinlich wird man heute Chiari hören.“

„Er wird alles leugnen.“

„Vielleicht. Vielleicht nicht. Er ist müde. Seit Wochen haben sie ihn in den Klauen, um die Affäre der Italiabank zur durchleuchten. Seit zwei Tagen haben die Untersuchungen ausgesetzt. Offenbar will man auf das Resultat unserer Geschichte warten.“

Hastig schenkte sich René aus der Weinschale ein, die der Kellner auf den Tisch gestellt hatte.

Doktor Kern schüttelte leise den Kopf.

„Wenn wir nur das vermaledeite Geständnis von dem Umberto hätten,“ sagte er, seine Suppe löffelnd.

„Eine verzwickte Geschichte. Wenn man zehnmal einfliegt, daß Sie wenigstens eine gewisse moralische Berechtigung hatten, das Geld zu holen, dann wird man den schönen Gedanken doch nicht aufgeben, daß Sie auch der Mörder sind.“

„Ich weiß,“ nickte René erbittert.

„Lassen Sie den Kopf nicht hängen,“ meinte Doktor Kern, dem es sichtlich schmeckte. „Das sollte doch mit dem Teufel zugehen . . .“

Der Saal bot am Nachmittag das gleiche Bild wie am Morgen. Tribünen und Pressetische wieder überfüllt. Als René in Begleitung seines Verteidigers den Saal betrat, hob jenes typische Raunen und Fühlscharren erhöhter Aufmerksamkeit an. René fühlte Schmerzen in der Brust und schien noch blässer als am Vormittag.

Zunächst war der Gang der Verhandlungen schleppend und schwerfällig. Vorsitzender und Staatsanwalt wetteiferten darin, René Angaben vom Vormittag unter die Lupe zu nehmen. Auf Doktor Kerns Antrag gestattete man dem Angeklagten, während

seiner Antworten sitzen zu bleiben. René tränkliches Aussehen half nicht wenig dazu.

„Wir kommen so nicht weiter,“ meinte schließlich der Vorsitzende, der seine Ungeduld nicht verbarg. „Rufen Sie den Zeugen Chiari.“

Allgemeine Spannung.

Enrico Chiari wurde aus der Untersuchungshaft vorgeführt. Er ging gebeugt, — war kaum noch ein Schatten von dem früheren hyperleganten, immer lebenswürdigen Bankier.

Nach dem sich das Gericht einig geworden war, den Zeugen Chiari nicht zu vereidigen, wandte sich der Vorsitzende an ihn.

„Sie kennen den Angeklagten?“

Chiari, der René nicht angesehen hatte, nickte.

„Der Angeklagte behauptet . . .“

Doktor Kern sprang auf.

„Gestatten Sie?“ Der Vorsitzende nickte ein wenig unangenehm berührt.

„Herr Chiari, nennen Sie dem Gericht bitte den Namen jenes Bankkunden, der Sie beauftragte, die elässischen Liegenschaften zu verkaufen.“

Chiari sah den Verteidiger nicht an.

„Nun?“, fragte nun auch der Vorsitzende.

„Die Liegenschaften waren mein Eigentum. Ich verkaufte sie, um damit die Existenz meines Unternehmens zu retten.“

„Warum haben Sie das bisher verschwiegen?“

Chiari zuckte mit der Schulter.

„Sie können sich nicht erinnern, daß diese Liegenschaften, die Sie jetzt als Ihr Eigentum bezeichnen, früher einmal dem Vater des Angeklagten gehörten, und Ihnen nur, aus Furcht vor einer Beschlagnahme durch die französischen Behörden, pro forma überlassen wurden?“

Chiari sah auf. „Das ist gelogen. Die Liegenschaften waren mein uneingeschränktes Eigentum. Den Vater des Angeklagten kenne ich nicht!“

„Sie sehen . . .“ wandte sich der Vorsitzende an René. Aber Doktor Kern schnitt ihm die Rede ab.

„Ich bitte das Hohe Gericht, beschließen zu wollen, dem Zeugen Enrico Chiari aufzutragen, den lückenlosen Beweis seines Besitzrechtes zu belegen.“

Zum erstenmal sah Chiari auf und warf einen scheuen Blick auf Doktor Kern und René. Dann senkte er wieder den Kopf.

„Zeuge?“ fragte der Vorsitzende.

Chiari schwieg.

Jetzt erhob sich auch der Staatsanwalt.

„Man weiß bis jetzt noch nicht, wer in dieser Verhandlung — der Zeuge oder der Angeklagte — mehr schwindelt.“ Dankbar quittierte er ein unterdrücktes Lachen im Zuschauerraum. „Obwohl ich feststellen muß, daß in diesem besonderen Fall die Wahrscheinlichkeit mehr auf Seiten des Angeklagten ist. Ich habe während der Mittagspause die Unterlagen nochmals nachgeprüft, die der Herr Verteidiger im Auftrag des Angeklagten überreichte. Es steht ganz zweifellos fest, daß der Zeuge Chiari mit dem Vater des Angeklagten in Geschäftsbeziehungen stand. Der von dem Angeklagten als fingiert bezeichnete Kaufvertrag zwischen dem Zeugen und seinem Vater liegt hier vor und trägt tatsächlich die Unterschrift Chiaris. Das Leugnen des Zeugen wird also hier zu einem Plus für den Angeklagten, obwohl damit natürlich nicht mehr bewiesen ist, als eben die Tatsache, daß hier ein Kaufvertrag abgeschlossen wurde, bei dem der Zeuge Chiari kein ganz reines Gewissen hat. Ich bitte, in der Verhandlung fortzufahren . . .“

Schleppend . . . unerträglich langsam ging es weiter. Als der Vorsitzende die Nachmittagsitzung schloß, waren René Angaben bis zu seiner Zeit als Kassierer Walter geklärt und für richtig befunden. Die Zeitungen hatten keinen Anlaß, am Abend nochmals Extrablätter auszugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Cheurlaub.

Von Maria Ibele.

„Herrlich“, jubelte Frau Zerle und legte das Blatt weg, „einfach herrlich dieser fortschrittliche Gedanke!“

Interessiert sah Wolfgang Zerle zu seiner Frau. Sie schob ihm das Blatt hinüber. „Dies!“ sagte sie. Und er las.

„Der Vorschlag ist doch ganz ausgezeichnet, wenn der Urlaub kommt, auch in der Ehe voneinander Urlaub zu nehmen. Das sollte man doch wirklich einmal selbst probieren! Wie entnervend, für dich und mich, war doch im vorigen Jahr unsere gemeinschaftliche Urlaubsreise! Wenn ich ruhen wollte, wolltest du laufen, wenn ich die Sonne suchen wollte, wolltest du Schatten. Wie prächtig ist es dann erst noch, wenn man wieder zusammentrifft! Was hat man sich da gegenseitig zu erzählen!“ Frau Annemarie vertrat ihre Meinung so leidenschaftlich, daß sie ihren Mann allmählich mitriß, für die Idee entflammte.

Der Urlaub kam. Zum erstenmal seit ihrer siebenjährigen Ehe wurden zwei Koffer gepackt.

„Eigentlich sollten wir einander auch nicht sagen, wohin wir fahren“, sagte er.

„Wenn aber am Ende was passiert, dann kann man es einander gar nicht mitteilen“, warf Frau Annemarie ein, so sympathisch ihr auch der Vorschlag ihres Mannes war. Sie gaben sich also gegenseitig die Hoteladressen, beschenkten sich mit kleinen Abschiedsdingen, küßten sich noch ergiebig, als sie die Wohnung abgeschlossen hatten, und marschierten dann getrennt.

Frau Annemarie ging an die See, was schon längst ihr heißester Wunsch gewesen war. Sie freute sich auf ihr Pyjama; es war zu orgiell, mußte die Blide auf sich ziehen. Nein, sie wollte ja nichts Unrechtes, nur auch einmal fühlen, daß die Männer nervös wurden, wenn sie in ihre Nähe kamen. So ein bißchen verehrt werden, das mußte doch schon sein!

Wolfgang Zerle ging ins Gebirge, stieg in einem Sporthotel ab, und wenn er ganz ehrlich sein wollte, fand er es sehr behaglich so ohne Frau. Was hätte die gute Annemarie gleich jetzt wieder für eine miserable Laune, weil es leicht regnete! Ihn genierte es nicht, er setzte sich trotzdem auf den Balkon, genoß die frische Bergluft und freute sich, wenn wieder eine Spitze aus den Nebelschwaden stieg.

An der See war Hochbetrieb, wie es Frau Zerle nicht erwartet hatte. Früh morgens war Tanz, am Vormittag, am Nachmittag bis in die Nacht hinein. Mit einer wahren Gier stürzte sie sich in das Tanzvergnügen.

Nach ein paar Tagen aber war sie müde getanzt. Ja, wenn sie ehrlich sein wollte, hatte sie auch jegliches Interesse an dem Flirt verloren. Es war doch eigentlich immer das gleiche. Und was waren denn die Verehrer? Kerlschens, Jungens, die sicher erschrecken würden, wenn sie ihr wahres Alter verriete. So ungern Frau Annemarie es eingestehen wollte, sie war nervös geworden, trotz Lust und Sonne, trotz Tun- und Lassenkönnen, was sie wollte.

An ihrer beginnenden Nervosität war aber niemand anders schuld als Wolfgang, sein Stillschweigen. Ein Kärtchen könnte er wenigstens schicken. Ein wilder Trost ersetzte sie: Wenn er nicht schreibt, dann braucht er auch nichts von mir hören! Er scheint sich recht wohl zu fühlen in seinem Cheurlaub, daß er so gar kein Bedürfnis hat zu schreiben. Am Ende hat er gar Anschluß gefunden, weiblichen Anschluß? Die Frauenzimmer von heute sind ja zu schlecht, scheuen nicht einmal vor einem Ehering zurück. Vielleicht trägt er überhaupt keinen Ehering! Wenn aus diesem Urlaubsflirt etwas Ernstes würde, das ihre Ehe bedrohte? Sie brachte den Gedanken nicht mehr aus dem Kopf. Was hatte sie denn hier an der See? Daß sie den Wellen zuschauen konnte, wie sie ans Land rollten, wie sie wieder hinausgeholt werden ins Meer. Den ganzen Tag blieb Annemarie auf ihrem Zimmer und sinnierte. Vielleicht hatte ihr Mann bereits eine ins Gebirgshotel bestellt gehabt? Sie glaubte immer mehr daran, weil er seine Hoteladresse nicht preisgeben wollte. Wie gerädert ging sie abends ins Bett, wie gerädert stand sie am Morgen auf. Es gab nur eines, wenn sie ihre Ruhe wieder finden wollte: zu ihm zu reisen, ganz infognito, und ihn beobachten, was er treibe, nachzusehen, ob er allein sei oder.

„Herr Dr. Zerle ist bereits vor zwei Tagen abgereist“, sagte der Portier, als Frau Annemarie endlich nach ihrem Manne fragte, da sie ihn nirgends finden konnte, nicht auf den Spaziergängen, nicht einmal bei den Mahlzeiten.

„Wohin ist Herr Dr. Zerle gereist?“ erkundigte sie sich weiter mit wackliger Stimme. Der Portier wußte es nicht. Ist er allein abgereist oder mit . . . ? Sie stellte die Frage nicht, aus Angst vor der Wahrheit. Als sie dann aber allein war in der Hotelhalle, sank sie in einen der Klubsautons und war völlig fertig: sie wußte jetzt mehr, als sie wissen wollte. Das einzige richtige wäre jetzt, sich zu re-

vanchieren, überlegte sie, auch einen Freund zu suchen, sich auch ausleben. Ja, wenn sie nur nicht so elend wäre! Wenn ihr die Männer rundherum nicht so gleichgiltig wären! Da war doch kein einziger, wie ihr Wolfgang war. Ein Heimweh, daß sich zum körperlichen Schmerz steigerte, war plötzlich in ihr. Ja, zu Hause, da wäre sie jetzt am glücklichsten, da könnte sie sich ausheulen, bräuchte mit niemand zu sprechen, niemand zu sehen, würde nicht beobachtet.

Mit dem nächsten Zug fuhr Frau Annemarie nach Hause. Sie war im Kupee ganz in eine Ecke hineingekauert, weinte vor sich hin und zog schließlich den Vorhang am Fenster vor. Was ging sie die Landschaft draußen an! . . .

„Was, abgereist, seit gestern abgereist, und ohne das Ziel der Fahrt anzugeben?“ fragte Wolfgang Zerle erregt im Strandhotel. Dazu hätte er nicht einen ganzen Tag reisen müssen, um diese Antwort zu bekommen. Da hörte sich doch schon alles auf! Gerne hätte er gefragt, ob mit Frau Zerle nicht ein zweites abgereist sei, eines der Herrchen von hier, in weißer Flanellhose und blauer Jacke mit aufreizend gelben Knöpfen. Nein, das hätte er seiner Frau nicht zugestanden, daß sie zum Scheine in einem Hotel absteige und dann weiterfahre. Eigentlich geschah es ihm recht: Wie konnte er dieser dummen Idee nachgeben, eine junge, hübsche Frau allein reisen lassen! Bei anderen Männern begriff er es nicht, wenn sie solche Dummköpfe waren — und er, er war doch der allergrößte! Jede Urlaubslust war ihm vergangen, er sehnte sich nur heim; er brauchte ja niemanden, konnte zum Essen gehen.

Wolfgang Zerle kam bei der Rückfahrt nicht aus dem Speisewagen heraus. Hier war er am sichersten vor plauderig aufgelegten Mitreisenden, konnte sich Kognak geben lassen und Wein und Dinge, die ein wenig die Wirklichkeit vergeffen lassen, die grausame Wirklichkeit.

Er atmete auf, als er mit dem Taxi vor seinem Hause anfuhr. Gleichzeitig erschrak er aber tödlich: Diealousien waren hochgezogen. Hatte er vielleicht vergessen sie zu schließen? Nein, er hatte sie selber herunter gelassen, er erinnerte sich ganz genau. Zu seinem neuen Erstaunen war die Sperrkette vor, als er öffnen wollte. Ein fürchterlicher Gedanke flüchtete ihm durch den Kopf: War vielleicht seine Frau hier in der Wohnung, hierher geflüchtet mit einem Liebhaber, weil sie sich hier am sichersten fühlte? Mit beiden Fäusten trommelte er an die Türe.

Frau Annemarie erschien. „Wolfgang!“ stammelte sie erschrocken. Als sie die Sperrkette zurückgeschlagen hatte, stieß er die Türe auf und tastete durch die Zimmer, auf der Suche nach ihm, dem Nebenbuhler. Angsterfüllt stand Frau Annemarie in der Diele: Um Gotteswillen, war Wolfgang irrsinnig geworden? In ihrer Verzweiflung fing sie an hellauf zu weinen. Er riß sie jetzt ins Zimmer hinein. Was bist du hier? wollte er brüllend fragen, aber als er sah, wie blaß und schmal sie geworden war, wurde er ruhig.

„Bist du denn krank?“ fragte er besorgt. Sie schüttelte den Kopf. „Wo warst du in den letzten zwei Tagen? Nicht einmal der Portier im Sporthotel wußte, wohin du abgereist warst“, sagte sie mit tränender Stimme. „Dein Portier hat es auch nicht gewußt“, gab er lustig und befreit zurück. „Ich bin dir nämlich auch nachgereist, aus Sehnsucht und Eifersucht“, gestand er und breitete die Arme aus, in die sie jauchzend hineinsprang, lachend und weinend zugleich.

Am gleichen Abend noch packten zwei Menschen zwei Koffer aus, ihre Sachen um in den einen großen, der heuer zum erstenmal in den Ferien auf dem Speicher hätte bleiben sollen . . .

Für die Kat.

Von Marianne v. Ziegler.

Von der Parteien Haß und Günst verwirrt
Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.

Wir erleben zur Zeit so etwas wie eine Katzen-Renaissance und Miez und Maunz die Kleinen sind in den Vordergrund des Interesses gerückt, das sich eine Zeit lang recht krumm mütterlich von ihnen abwandte. Heute ist eine gepflegte Kasse die Herbe jedes Salons, und man muß sagen, daß sie durch ihre schöne Gelassenheit und prächtige Anmut entschieden mehr für diese Rolle bestimmt erscheint als ihr größter Konkurrent, der Hund.

Bald Gegenstand abgöttischer Verehrung, bald als verkörperter Höllengeist verfolgt, wurde die Kasse von jeher ebenso leidenschaftlich geliebt wie gehaßt. Es ist als zwingt sie zur Parteinahme, man kann ihm nicht gleichgültig gegenüber stehen, dem geheimnisvollen und graziösen Tier, das in enger häuslicher Gemeinschaft mit dem Menschen lebt und doch so vollkommen in sich abgeschlossen bleibt, daß jahrtausende alte Gewöhnung sein Wesen nicht zu ändern vermocht hat.

Schon rassenmäßig betrachtet zeigt die Raze ihre stolze Unabhängigkeit. Was nennt sich heute nicht alles Hund — kurz und gestreckt, dick und dünn, mit langem oder gedrungenerm Schädel, hohen oder krummen Beinen, an Charakter ebenso verschieden wie an Gestalt, bald durch menschliches Diktat, bald durch die Zufälle der „Promenadenmischung“ geformt. Betrachtet dagegen die Raze: wo immer heute noch sich Nachkommen der vornehmen Ahnfrau, der in Ägypten heilig gehaltenen Rubierin in der ganzen Welt vorfinden, zeigen sie nur geringe Abweichungen von den Bildnissen der damaligen Zeit. Und die Spielarten die wir heute kennen, die langhaarige Angora-, die schwanzlose Siam- und die hängeohrige Chinesenraze haben alle den gleichen Schädel- und Skelettbau wie unser wohlbekanntes Haustier.

Ihr Wesen aber ist vollends unverändert geblieben. Die verwöhnte Familienraze, die auf geziert vorstehenden Samtpfoten mit Eleganz zwischen gebrechlichem und kostbarem Hausrat schreitet oder aus klaren Bernsteinaugen in monumentaler Ruhe und überlegener Weisheit stundenlang unserm Tun zusieht, trägt in sich noch die ganze Wildheit ihres Urzustandes, der sie sich, wenn ihre Zeit kommt, bedenkenlos überläßt. Dieser Hintergründigkeit verdankt sie auch den Ruf der Falschheit; zu Unrecht, wie heute wohl allgemein zugegeben wird. Denn es ist ja gerade das Unmachtbare, Unbeugbare ihrer Natur, das daraus spricht. Aber es läßt sich begreifen, daß dies Doppelsein von höchster Formvollendung und hemmungsloser Triebhaftigkeit von je eine Sonderstellung einnahm. Gute oder böse, aber immer geheimnisvolle Mächte traute man ihr zu.

In Ägypten, wo sie zuerst als Haustier auftaucht, galt sie schlechthin für heilig. Zu Bubastis im Nildelta stand der Tempel der gleichnamigen Göttin mit dem Katzenkopf, als deren Verkörperung man die hochgeehrten Tiere ansah. Wer eins von ihnen; auch nur aus Versehen, tötete, wurde auf der Stelle vom erzürnten Volk erschlagen. Starb aber eine Raze natürlichen Todes, so legte das ganze Haus Trauer an und mit großem Gepränge wurde sie im Tempel bestattet, wo man in unseren Tagen die mit Kostbarkeiten unebenen kleinen Mumien fand. Dieser Katzenkult — so berichtet die Überlieferung — sollte dem Lande verhängnisvoll werden; als der Perserkönig Kambyses Pelusium, den Schlüssel des Landes zu erobern trachtete, gab er seinen Kriegern statt der Schilde Katzen in die Arme; kein Ägypter wagte einen Streich gegen sie zu tun, sie ergaben sich widerstandslos und die Stadt fiel in die Hände des Feindes.

Verhältnismäßig früh bürgerte sich die Raze in Indien ein und war dort sehr wohlgekommen, was aber weniger ihrer Person und Art gegolten haben mag, als es mit den allgemeinen religiösen Anschauungen zusammenhing. Ihre bevorzugte Stellung in islamitischen Ländern jedoch soll auf die Freundschaft zurückgehen, die den Propheten mit seinen Katzen verband. In Europa findet sie sich häufiger erst um die Mitte des fünfsten Jahrhunderts. Der große Papst Gregor soll seine Haustiere, damals wohl ein kostbares und seltenes Tier, wie einen Freund lieb und wert gehalten haben. Albertus Magnus hinterließ uns die erste Beschreibung ihrer Art. Der zunehmende Getreidebau hatte ein Anwachsen der Mäuseplage im Gefolge, von dem man sich heute kaum mehr eine Vorstellung macht; damit stieg natürlich Wert und Ansehen der Raze. Sogar den Römern der mittelalterlichen Klöster war es gestattet, sie als einziges Tier in ihrer Zelle zu halten; manchmal erlegte man sie auch durch Wiesel, die ebenfalls Mäuse fingen.

In einer Geseßsammlung aus Wales, dem 10. Jahrhundert entstammend, wird der Preis für eine ausgewachsene Mauselaze mit dem damals recht hohen Betrag von 4 Pence angegeben. Später finden wir ein ausgesprochenes „Katzenrecht“, das allerdings mehr den Menschen als den Tieren zu gute kam, es sagte dem Besitzer einer getöteten Raze Anspruch auf Entschädigung zu; meist ist es die Menge Korn, die angeschafft auf der ausgewannenen Katzenhaut Platz findet. Wer nun dachte, in jenen Jahrhunderten hätten die Katzen bei so großer und richterlich festgesetzter Wertschätzung ein beneidenswertes Dasein geführt, der täuscht sich. Man zog gern aus ihren Eigenschaften und Fähigkeiten Nutzen, aber man hielt sie zugleich der Zauberei verdächtig. Während die Helden in Sage und Märchen oft Hunde zu Gefährten haben, galt ein Kater mit glühenden Augen von jeher als das Attribut jeder rechtschaffenen Hexe, und es war eine ausgemachte Sache, daß die klugen Tiere an ihren schlimmen Künsten Anteil hatten. In der Johannisnacht, so ging der Glaube, blieb keine Raze daheim sie mußten sich alle auf dem Bloßberg versammeln. So entsprang der barbarische Brauch, am Johannisfest eine Anzahl in Weidenkörbe gesperrter Katzen nach feierlichem Umzug und unter Mitwirkung aller ansehnlichen Personen auf öffentlichem Platz zu verbrennen. In Wes soll diese Gepflogenheit noch vor 200 Jahren bestanden haben, in Flandern hat man sie in sofern gemildert, als man dort nur eine Raze von einem hohen Turm herabwarf. Zuletzt geschah dies in Pyren im Jahre 1818.

Wertwürdig ist, daß diese Abart des Hegenwahnes sich nur in nordischen Ländern ausbreitete. Im Süden, der doch gewiß

sonst nicht so tierlieb ist, erfreute sich die Raze eines ungetrübten Rufes und wird auch heute noch zum Beispiel in Italien unter all den armen geplagten Haustieren als einziges gut behandelt. Bei einer Balgerei zwischen Hund und Raze, die, nebenbei bemerkt, dort gar nicht so häufig vorkommt, wird auch in den allermeisten Fällen das Publikum für den „Mietto“ Partei ergreifen. Bei uns ist es leider noch vielfach umgekehrt, ja manche Hundebesitzer setzen ihren Stolz darin, ihren Tiras, der doch beileibe keinen Hasen jagen darf, jeder fremden Raze nachzuheßen. Kein Wunder, daß in Gegenden, wo dieser Brauch vorherrscht, die Katzen durchwegs ein eigentümlich scheues, flüchtiges, zugleich aber zu sofortiger wütender Abwehr bereitetes Wesen zeigen. Hier kann man wohl in Abwandlung eines viel zitierten Satzes sagen, daß jedes Land die Katzen hat, die es verdient. Natürlich wird wie jedes Haustier so auch die Raze vom Menschen, dieser höchst selbstlichen Kreatur, die seinem Mitgeschöpf in diesem Punkt etwas vorzuwerfen hat, in erster Linie des Vorteils wegen gehalten, der, wie schon erwähnt, im Mittelalter nicht gering war, als sich in den engen holzgebauten Häusern und Speichern Mäuse und Ratten, zugleich Träger und Verschlepper aller Seuchen, ins Ungeheure vermehrten. Aber noch im Jahre 1857 wurde eine ganze Schiffsladung Katzen nach Neuseeland befördert um dort nach dem Rechten zu sehen, — wie man sagt, haben sie ihre Pflicht getan. Daß Katzen Schlangen bekämpfen oder töten, habe ich nur behaupten gehört; die Vertilgung von Maifäsern und anderem Ungeziefer, die ihnen besonders begeisterte Anhänger nachrühmen, betreiben sie doch wohl nicht eifriger als die uns weniger liebe Jagd auf Vögel. Dagegen werden sie in einigen Teilen Chinas als Schlachttiere gezüchtet, bei uns erfreut sich zwar der „Dachhase“ offiziell keines großen Ansehens, aber wir wollen lieber nicht nachforschen, in welchem Grab die vielen im Laufe eines Jahres in der Stadt wie auf dem Lande spurlos verschwindenden Katzen enden. Einen noch größeren Anreiz für Katzenzüchter wie für Diebe bietet ihr Fell, um deswillen so manche schöne schwarze oder graue Miez in die Schlinge gelockt wird. Höher zu veranschlagen als dies alles aber ist der ideelle Wert ihres persönlichen Umgangs.

Ganz besonders scheinen von jeher die Dichter sich zu ihr hingezogen zu fühlen, wie auch andererseits die Katzen es besonders lieben, auf dem Schreibtisch sitzend dem Gang der Feder zu folgen. Wer weiß, vielleicht ist es der Zustand der Sammlung, des Abgeschlossenseins gegen die Außenwelt, den Tier und Mensch hier gemeinsam empfinden und genießen. In dem Haus, das Petrarca gegen Ende seines Lebens zu Arqua in den Euganeen bewohnte, soll noch vor hundert Jahren eine Tafel seiner geliebten Raze gedacht haben, die sie sogar etwas lähn mit Laura verglich, weil sie seine Papiere vor Mäusen beschützt und dadurch ebensoviel zu seiner Unsterblichkeit beigetragen habe! Aber auch in der neueren Literatur finden sich in Vers und Prosa dankbare Zeugnisse aus berühmten Federn. Bei uns sind es besonders die drei klassischen Kater Murr, Sibigeigei und Spiegel, die mit ihren geistigen Vätern dauernden Ruhm genießen und als Zierde und Vorbilder ihres Geschlechtes gelten können.

Aber auch das große Heer ihrer unberühmten Nachkommen verdient es, daß wir ihnen unsere Sympathien zuwenden und uns liebevoll mit ihnen abgeben. Denn jeder, der im Austausch gegen seine Freundschaft und Fürsorge die diskreten und taktvollen Dienste ihrer Günst genossen hat, weiß, seine kleine Mäße war nicht nur „für die Katze!“

Was wir sind.

Von Wolfgang Rauch.

Wohl sind wir wie ein Gras, das da steht auf gewaltigem Boden. Aber sind wir nicht wunderbar gewebt, fein gefügt zu ähnlicher Form, daß wir nicht ganz fremd sein können einander? Obwohl keines dem anderen ganz gleich.

Wohl sind wir nur gering und ahnen die Bäume und alles Hochwüchsige, wenn ein Schatten über uns fällt und uns behütet vor dem Feuer des Lichts, daß aus Erquickung nicht Überfülle und Not werde. Wohl uns, wenn uns kein Fuß zertritt, sondern, daß wir Frucht tragen können und ein lieblicher Anblick sind für ein höheres Auge. Und daß es Wolke ist, zu fühlen, wenn ein mächtiger Hauch uns durchfährt und wir dann sind wie ein Meer und schlagen an die Ufer der Zeit, daß es tobt.

Und sind doch wieder ein Gras, das da schläft und wach wird und entsäftet sich dem Boden mensch und darüber es wieder grünet, daß kein Schicksal ihm etwas anhaben kann. . .

Wohl uns, wenn der Wind kommt und lebendig einfährt und wir meinen, in den Wolken zu sein und durch's unergründliche Blau dahinzuschweben und sind doch fest in uns und geliebt in unseren Tiefen. . .